

Mehr Höflichkeit zu Hause

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 43

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648058>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zu Fuß zu beginnen. Des Interessanten und Merkwürdigen war wahrhaftig genug zu sehen. An Stelle der vornehmen Mode- und Juwelergeschäfte von Bondstreet und Oxfordstreet treten jüdische Attkleiderläden und schmutzige chinesische Spielunken. In eine der letzteren eintretend, bildeten wir den Zielpunkt aller Blicke. Irgend eine der Bemerkungen, die offenbar über uns gemacht wurden, zu verstehen, war mir unmöglich. Diese Sprache hatte verzweifelt wenig Ähnlichkeit mit dem Englisch, das zu hören ich gewohnt war! Die Gäste — zum großen Teil junge Burschen mit dem roten Taschentuch als Schärpe und gewickt aussehende Juden. Die letzteren bilden den Kaufmannsstand von Whitechapel, wie aus den zahlreichen hebräischen Firmenanschriften zu ersehen war, und, wie überall in der Welt, befinden sie sich nicht schlecht dabei.

Wieder auf der Straße, waren wir im Nu umzingelt von einer Schar Kinder, bleichen, mageren Burschen, viele in Lumpen, die den Namen Kleider nicht mehr verdienen. Was bettelten sie mit Worten und Gebärden, diese zehnbis zwölffährigen Schlingel? Zigaretten! Da wir ihren Wunsch nicht erfüllten, begannen sie uns auszu höhnen, ein besonders Frecher erwiderte auf die Drohung meines Begleiters, er werde ihn auf die Polizeistation führen: „Take me if you can!“ („Nimm mich, wenn du kannst!“). Dabei hielt er sich aber doch in sicherer Entfernung!

Ein eben vorbeifahrendes Tram befreite uns von den Burschen, da sich die ganze Blase wie ein Bienenschwarm an die Trittbretter des Wagens hängte, von wo sie der Schaffner nur mit Hilfe währschafter Flüche vertreiben konnte. — Großstadtjugend aus dem Glendquartier, „slum-children“, wie sie genannt werden! Viele von ihnen kennen weder Vater noch Mutter, ihr Leben fristen sie durch Betteln und Stehlen.

Diese verwahrloste Jugend ist wohl eines der düstersten Bilder, das die Riesenstadt zu bieten hat. Unauslöschlich muß jedermann der Eindruck bleiben, den der Anblick dieser schwächlichen, blassen Kreaturen vermittelt. Viele von ihnen sind dazu verdammt, ihr ganzes Leben in Armut, Elend und Verworfenheit zuzubringen. — Glücklich diejenigen, welche Aufnahme in einem der Homes von Dr. Barnardo finden, wo sie zu braven Menschen erzogen werden. Die jungen Burschen, die aus diesen Heimen hervorgehen, ergeben zum großen Teil tüchtige Matrosen in der Flotte Seiner Majestät, des Königs. —

Das selbe Schauspiel boten alle Straßen, die wir durchschritten: Scharen von Kindern, viele Burschen höchst zweifelhaften Gepräges und Frauen in häufig fremdartigen Gewändern. — Wir waren beide ermüdet von all den neuen Eindrücken, und so kehrten wir mit der nächsten Untergrundbahn in mehr „europäische“ Teile der Stadt zurück.

Wenn man es heute wagen darf, Whitechapel des Nachts zu betreten, so ist es den Anstrengungen der muster-gültigen Londoner Polizei zu danken, die in den letzten Jahren mit eisernem Besen dieses Brutnest des Verbrechertums gesäubert hat. — Dennoch würde ich jedermann dringend abraten, Whitechapel des Nachts ohne Begleitung eines Ortskundigen zu betreten.

H. Dubler.

Mehr Höflichkeit zu Hause.

Vergleichen wir den Umgang der Familienmitglieder unter sich von früher und heute, so fällt der Vergleich oft zu Ungunsten der heutigen Zeit aus. Man war früher höflicher, rücksichtsvoller gegeneinander. Man wahrte gewisse Formen, verletzte nicht einen schuldigen Respekt. Schon die Anrede der Eltern in der Höflichkeitsform deutet darauf hin, sowie noch manches andere, z. B. das laute Sprechen der Kinder bei Tisch u. Freilich war sehr viel Außerlichkeit und leere Form dabei. Unsere Zeit hat damit ausgeräumt. Sie gibt dem Kinde vielfach das Recht des Erwachsenen,

sie läßt es seine Meinung, seine Wünsche gerade heraus sagen und auch in der Kritik der Großen tut sich unsere Jugend keinen Zwang an. Sie ist vielleicht darin wahrer und ehrlicher geworden, als wir es waren. Wir haben manch abfälliges Urteil wohl gedacht, aber heileibe nicht ausgesprochen, wir haben mit unserer Widerrede den Eltern gegenüber zurückgehalten, aus dem einfachen Grunde, weil wir es nicht durften, nicht weil wir besser waren. Wir haben Körperstrafen akzeptiert, weil wir von ihrer Notwendigkeit überzeugt wurden, usw. Es ging alles in größeren Abständen vor sich. Die Kinder waren den Eltern fremder als heute. — Ich möchte die heutige Jugend nicht anders haben, als sie ist. Denn ihre Art bedeutet sicher einen Fortschritt gegenüber unserer Art von früher. Ich möchte nur manchmal doch ein wenig mehr Herzenstakt in der Familie. Man wechselt vielleicht Ehrlichkeit und Burschikosität mit Grobheit und Unzuverlässigkeit. Man sagt dem Bruder, wenn er bittet, die Schwester möchte ihm einen Knopf annähen, nicht gleich: Ja gerne! sondern: „Jetzt habe ich keine Zeit, mach's selber!“ Oder der Mutter, wenn sie um einen Dienst bittet: „Aber Mueti, hättest du mir das nicht vorhin sagen können? Jetzt bin ich grad an dieser Arbeit hier!“ Oder dem Vater, wenn er etwas auszufragen hat: „Ach Vater, du kannst uns nicht mit früher vergleichen, wir leben in einer ganz andern Zeit!“ usw. Man hält den Alten auch gerne die Sentimentalität vor und lächelt darüber. Die heutige Jugend ist ja nichts weniger als sentimental. Aber es ist besser, sentimental zu sein als herzlos, denn das erstere verrät immerhin Gemüt. Und bei all der vielgerühmten Ehrlichkeit und Kameradschaftlichkeit geht das Temperament der Jugend oft durch und verletzt das Feingefühl der Alten. Man darf nicht vergessen, daß die Jugend offensiv, das Alter dagegen defensiv ist, es verteidigt eine Stellung, die den Jungen schon halb gehört. Der Abstand von früher war eine gute und bequeme Schutzwehr. Ob das größere Verständnis von heute die Gegensätze zu überbrücken vermag, ist nicht immer gesagt. Mehr Strenge in der Liebe und mehr Abstand würde oft bessere Erziehungsergebnisse zeitigen.

-a-

Rundschau.

Amerika und Russland.

Die japanische Gefahr einerseits, die wirtschaftlichen Bedürfnisse andererseits führen die beiden Riesenstaaten zwangsläufig zusammen, und mag man bei uns in Europa noch so sehr glauben, Amerikas Großkapitalismus und Russlands „Staatskapitalismus“ seien zwei unüberbrückbare Gegensätze — die Entwicklung wird uns bald eines andern belehren.

Die amerikanische Exportindustrie wünscht, nach Russland liefern zu können; amerikanisches Kapital erhofft Anlagemöglichkeiten. Die Russen brauchen dringend einen Rücken gegen den drohenden Angriff Japans auf den „fernen Osten“; Amerika kann hinwiederum nicht auf Wladiwostok, den großen Angelhafen im Fleisch des japanischen Reiches verzichten, d. h. kann nicht dulden, daß Japan sich dort Luft macht und damit freien Rücken bekommt, um Amerika mit ungeteilten Kräften anzugreifen.

Das Neueste in der Entwicklung ist der Notenwechsel zwischen Roosevelt und Kalinin, zwischen dem amerikanischen „Diktator“ und dem russischen „Präsidenten des Rates der Volkskommissäre“. Roosevelt bekennt den Wunsch, Verhandlungen aufzunehmen, da sich das Fehlen „praktischer Verständigungsmittel“ als sehr fühlbarer Nachteil und als „sehr bedauerlich“ erweise. Kalinin antwortet, Litwinow werde die Verhandlungen führen, und Litwinow reist auch sogleich nach Amerika. Daß Roosevelt der Ansicht ist, die Differenzen seien nicht unlösbar, bezeichnet die Umwälzung drüben überm Ozean.